

# Besprechungen

## Theologie

Die Fürbitte der Heiligen. Von Dr. Joh. B. Walz, gr. 8° (XVI u. 168 S.) Freiburg 1927, Herder. M 6.—; geb. 7.20

Die Überzeugung von der Tatsächlichkeit der Fürbitte der Heiligen ist eine notwendige Voraussetzung für deren Anrufung, die einen wesentlichen Teil der Heiligenverehrung ausmacht. In der lebendigen Ausgestaltung der katholischen Frömmigkeit bei der breiten Volksmasse steht die Anrufung der Heiligen um ihre Fürbitte mehr im Vordergrund der Anziehungskraft als die in der amtlichen Liturgie vorherrschende Absicht, das Gedächtnis der Seligen zu ehren und ihr Beispiel der Nachahmung vorzustellen. Es war deshalb ein glücklicher Gedanke des Würzburger Dogmatikers Dr. Walz, die Fürbitte der Heiligen zum besonderen Gegenstand dogmatisch-ergetischer Forschungen zu machen. Denn so hat sein Buch nicht allein für den Theologen den Reiz wissenschaftlicher Weite und Tiefe, sondern es bietet auch dem Prediger und Religionslehrer eine Fülle neuen Stoffes zur Anregung und Verwertung. Nicht zuletzt wird es dem gebildeten Laien eine Quelle von religionsgeschichtlichen und dogmatischen Erleuchtungen sein, um bewusste und unbewusste Schwierigkeiten persönlicher Frömmigkeit zu beheben. Denn der Verfasser hat es verstanden, nach der klaren Darlegung des Wesens der Fürbitte der Heiligen, die Bezeugung des katholischen Glaubens in Schrift und Überlieferung an der Hand der Quellen so einleuchtend darzustellen, daß die Anrufung der Heiligen gleichsam mit natürlicher Selbstverständlichkeit vor unseren Augen am Baume der christlichen Frömmigkeit emporwächst. Sie ist kein „Muß“, kein zum Heile wesentlich notwendiger Bestandteil des christlichen Lebens; doch wo immer und wann immer echt christliches Leben sproßte und blühte, brachte es diese Blüte hervor, sei es im Dunkel der Katakombenkirche oder im Glanze der mittelalterlichen Kathedrale, sei es in den herrlichen Basiliken des kaiserlichen Rom und des Orients oder an den Stätten der Andacht des verjüngten Abendlandes. Die Anrufung der Heiligen ist nichts von außen in die Kirche Hineingetragenes, nicht die Frucht synkretistischer Anpassung. Im Glaubensbewußtsein der Kirche ist sie nicht das Gebet zu Mittlern, sondern zu Fürsprechern, zu Schutzlehenden bei Demjenigen, der bei ihrer Anrufung im

Vordergrund steht: Christus. Das zeigt sich einzelnen besonders auch bei Maria, die in der Heiligenverehrung eine königliche Stellung einnimmt. Dieser Grundgedanke beherrscht und durchzieht alle Ausführungen des Verfassers, auch im zweiten Abschnitte über den Gegenstand der Fürbitte der Heiligen. Den Schwierigkeiten des heutigen Menschen, die aber schon einen Hieronymus und Augustin beschäftigt haben, begegnen besonders die Darstellungen des dritten Abschnittes über das Wissen der Heiligen um unsere Anliegen und Gebete, wie auch über den Grund für den Erfolg ihrer Fürbitte. Abgesehen von der reichen Fülle theologischer Aufschlüsse haben die vom Verfasser gebotenen Beweise auch den Vorzug, daß sie die Liturgie der katholischen Kirche ausgiebig vertwerten und so zugleich deren Verständnis und Liebe fördern.

Ludw. Koch S. J.

## Philosophie

Thomas Hobbes Leben und Lehre. Von Ferdinand Tönnies. (Frommanns Klassiker der Philosophie, II.) 8° (XXVII u. 309 S.) Dritte, vermehrte Aufl. Stuttgart 1925, Frommann.

Ein ganz zuverlässiger Führer, ja der beste Kenner ist Ferdinand Tönnies innerhalb der Textgeschichte der Werke Hobbes', des Entwicklungsganges des Philosophen, seiner Schicksale. Die Beherrschung sozusagen jedes Hobbeschen Satzes ist erstaunlich. Gelungen ist die Einfügung in das Zeitbild, wenn auch hier, wie mir scheint, mehr geschehen könnte. Die Einflüsse des Pariser Aufenthaltes waren wohl größer als Tönnies annimmt, und es ist zu hoffen, daß uns eine Darstellung dieser Einwirkungen von berufener Feder bald geschenkt wird. Dagegen sind die Bemerkungen gegen einen angeblichen starken Einfluß Bacon's durchschlagend. Merkwürdig ist die Art, wie die „Vita“ zur Charakteristik Hobbes' verwertet wird. Die Auswahl scheint mir nicht von rein sachlichen Gesichtspunkten geleitet.

Die Zeichnung der Lehre des englischen Philosophen ist klar und erschöpfend; ihr logisches Gesicht tritt gut hervor. Ihre Wertung teile ich allerdings in fast keinem Punkt, so bewunderungswürdig auch Hobbes' Scharfsinn ist, und so wahr es sein mag, daß manchem kühnen Griff der Methode des Engländers bleibender Wert zukommt. Das meiste aber

ist bloß historisch interessant. Hobbes' Hypothese von der Alleinwirklichkeit der Bewegung, eine Ansicht, die er sonderbarerweise für streng erwiesen hält, läßt die Hauptsache außer acht. Man müßte Empfindungs- und Denkfakte klar und eindeutig mit den Bewegungsvorgängen und allen stofflichen Prozessen Schritt für Schritt zusammenbringen und ihre Beziehungen unzweideutig nachweisen, Zelle um Zelle, wenn jene Hypothese Anspruch haben sollte auf wissenschaftliche Exaktheit. Bei Hobbes findet sich nicht einmal ein Ansatz dazu. Denn man mag die Empfindung als Bewegung im Organ verstehen, die Empfindung selbst als Bewegung ist damit in keiner Weise nahegelegt; man mag die Zusammensetzung von Gedankengruppen unter dem Bild von Addition und Subtraktion fassen, mit dem Verstehen des Bewußtseins hat das nichts zu tun. Alles, was Hobbes darüber in seinem Buch „De corpore“ sagt, geht an der Hauptfrage vorüber und setzt das zu Beweisende voraus. Lönnes' Verteidigung (S. 116 ff.) bringt keinen Schritt weiter; etwas mehr Klarheit liegt über seinen Anmerkungen S. 294 ff. Aber die Darstellung der damals wogenden Probleme auf S. 77 ff. ist bei Lönnes zu verkürzt und vereinfacht, im Gegensatz zur ungeheuren Verwicklung der Wirklichkeit. Die Probleme werden nicht erkennbar.

Hobbes hielt die Empfindung und das Denken nicht für eine bloße Bewegung von Stoffteilen, aber er hat die Lehre von den Beziehungen der körperlichen Bewegungen zum Empfinden und zum Denken auf keine Art gefördert; ja das Problem selbst, das damals bereits lebendig war, nicht deutlich gesehen.

Und noch eine zweite überaus weittragende Frage entzog sich seiner Beobachtung. Bei großen Ideen, mächtigen geistigen Kräften, fruchtbaren Gemeinschaften, die der Menschheit viel zu sagen und zu schenken haben, handelt es sich für die wissenschaftliche Erfassung darum, den Einfluß, die Macht und Größe der Wirkungsweite jener Kräfte aus ihnen selbst, aus ihrem Wesen zu erkennen und abzuleiten. Wenn man, wie es Hobbes tut, eine einzelne Größe, hier den Staat, verabsolutiert und alle übrigen großen Gegenstände der Menschheit, zumal Religion und christliche Kirche, zum Staatsdienst und zur Staatsabhängigkeit verschneidet, begreift man nicht Wirklichkeiten, sondern man baut Systeme und versperrt sich von vornherein die Möglichkeit, Wesen und Leistungsfähigkeit jener ändern, im System tatsächlich verflachten

Kräfte richtig einzuschätzen. Das ist der gewaltige Ausfall und Fehlbetrag des Hobbes'schen Leviathan, ein Mangel, den Lönnes nicht hervorgehoben hat.

George Berkeley. Leben und Lehre. Von Rudolf Mey. (Frommanns Klassiker der Philosophie, XXII.) 8° (248 S.) Stuttgart 1925, Frommann. M 5.—; geb. 6.—

Berkeley's Wesen und Wirken zu schildern, ist eine besonders dankbare Aufgabe. Die Quellen fließen reichlich, die Entwicklung steht deutlich da, die Lehre selbst ist klar, und gute Darstellungen erleichtern die Neuforschung. Mey hat das alles sorgfältig ausgenüzt, selbstständig durchdacht und durchgearbeitet und so der vorliegenden Sammlung einen der besten Bände geschenkt. Die Lehre Berkeley's erstreckt, mit seinen Lebensschicksalen geeint, Zug um Zug vor uns. Mey betont mit Recht, daß gewisse Grundanschauungen, die sich erst im letzten Werk zu voller Konsequenz durchranken, bereits in den ersten Schriften angeschlagen werden, und er will im Alterswerk „Siris“ mehr eine Entfaltung sehen als einen Bruch mit den „Prinzipien“ und den „Dialogen“. Das ist gewiß richtig; aber eben deshalb hätten sich bei Übersetzung oder freier Wiedergabe einiger schroffer Wendungen der Jugendschriften mildere Ausdrücke finden lassen. Sonst aber liest man dieses schöne Buch mit ausnehmendem Interesse und reichem Nutzen.

1. Kung-tse, Leben und Werk. Von Richard Wilhelm. (Frommanns Klassiker der Philosophie, XXV.) 8° (210 S.) Stuttgart 1925, Frommann. M 10.—

2. Lao-tse und der Taoismus. Von Richard Wilhelm. (Frommanns Klassiker der Philosophie, XXVI.) 8° (172 S.) Stuttgart 1925, Frommann. M 6.—; geb. 8.—

Man freut sich, einem so ausgezeichneten Kenner des Chinesischen, wie Wilhelm, folgen zu können. Denn wie häufig wird man als Laie auf diesem Gebiet irregeführt. Wilhelm geht selbstständig auf die besten chinesischen Quellen zurück.

Der rastlose Wanderer Kung-tse [Konfuzius], von einer großen Lebensidee, seinem Vaterland zu helfen, beseelt, unermüdet und wagemutig, später enttäuscht aber nicht entmutigt, wird in der zweiten Hälfte seines Daseins Historiker und ethischer Schriftsteller; im wahrsten Sinn Lehrer seines Volkes und ein Meister in praktischer Lebensweisheit und erzieherischer Kunst. Er war weder Atheist noch Agnostiker, auch kein Pantheist. Gottes ewiges Gesetz spiegelt

sich nach ihm im vernünftigen Menschen. Aber man muß, meint er, bei der Erziehung des gewöhnlichen Mannes unten anfangen, bei der Sitte, und erst langsam, wenn der Jünger zu folgen vermag, zum Bewußtsein der Gleichheit und zum Bewußtsein der ewigen Gesetzmäßigkeit aufsteigen. Kung-tse hat nicht viele neue Ideen, er erarbeitet sie aber mit den alten, überkommenen, zu vollendeter Klarheit, er zerlegt sie in ihre letzten Elemente und setzt sie so zusammen, daß in ihrer Reihenfolge keine Lücke klappt; und vor allem bringt er sie immer in enge Beziehung zum Leben. So sehr er in der alten Sitte verwurzelt ist, so übernimmt er doch nicht einfach das Gewesene unkritisch und ohne Rücksicht auf die Gegenwart und Zukunft; wie er denn auch die „Gleichheit“ nicht mechanisch faßt und die Form in der Sitte nie loslöst von der Schönheit und die Musik niemals ohne den Maßstab ihres Bildungswertes einschätzt. Im Aufbau seiner Gedankengruppen schließt er langsam und vorsichtig, wertet aber jenen Scharfblick höher, der, kraft des Bewußtseins der Gleichheit, aus einer Ecke alsbald die drei andern erkennt und im ersten Glied das zehnte erschaut. Zu höchst stellt er die Intuition, die, kraft des Bewußtseins der Mitte, aus Anzeichen das Gesetz unmittelbar erkennt, die Einheit in der Mannigfaltigkeit entdeckt. Sein System der Nächstenliebe ist nicht bloß negativ; er betont auch den Grundsatz, daß man dem andern nichts antun solle, was man sich selbst nicht wünscht. Aber der Liebe haftet bei Kung-tse immer etwas Kaltes an.

Familienerziehung und staatsbürgerliche Erziehung leitet er aus denselben Grundprinzipien ab. Wie ihm Vater nur der rechte Vater, wie ihm Sohn nur der rechte Sohn ist, so ist Fürst nur der rechte Fürst, der so ist, wie er der Idee nach sein sollte. Je mehr dieser durch sein bloßes vollkommenes Wesen, durch seine vollendete Persönlichkeit, die man nur anzublicken braucht, je weniger er durch Verordnungen und Strafen regiert, um so vortrefflicher ist die Regierungskunst, um so gesicherter der Erziehungserfolg. Diese goldene, im Abendland vielfach vergessene Regel, gilt für alle Gemeinschaften, auch für die Familie.

Das Ansehen der Sitte und der Tugend der Herrscher soll Ordnung schaffen und erhalten. Ihr müssen sich im Einzelmenschen die Affekte und Leidenschaften beordnen, nicht durch Erstötung, sondern durch Regelung, Mäßigung und Gleichstimmung.

Um Wilhelms Beurteilungen zu verstehen, muß man seine Übersetzung der „Gespräche“

Lun-Yü (Jena 1910) mit heranziehen und auch die neueste Geschichte der chinesischen Philosophie von E. v. Zenker (Bd. 1, Reichenberg 1926) beständig in Vergleich bringen.

Wie in der chinesischen Literatur, so überwucherte auch im sozialen und politischen Leben des Reiches der Mitte allmählich die verfeinerte Form den lebendigen Gehalt. Die chinesischen Lobredner ihrer Kultur vermengen immer wieder Kung-tses Geist und Wort mit ihrer einseitigen Auswirkung in der Wirklichkeit. Es ist ja sonst für uns Abendländer ungewein wertvoll, Urteile von Chinesen über ihr Land in europäischen Sprachen zu lesen. Ich denke z. B. an Ku-Hung-Mings Bücher „Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen“ (aus dem Englischen von Alf. Paquet, Jena 1921), und „Der Geist des chinesischen Volkes und der Ausweg aus dem Krieg“ (aus dem Englischen von Dskar A. S. Schmitz, Jena 1917). Man muß solche Bücher lesen, um China zu verstehen, dabei aber festhalten, daß Ku-Hung-Ming seine Heimat und seine Landsleute unglaublich idealisiert. Er beklagt sich oft, gewiß mit Recht, daß man den Geist des chinesischen Volkes nicht erfasse; aber auch er steht, von vielen trefflichen Beobachtungen abgesehen, den tieferen europäischen Problemen, zumal den religiösen, vollkommen verständnislos gegenüber; er vereinfacht die Fragen bis zur Unkennlichkeit und faßt oft in ein Schlagwort Dinge zusammen, die in solcher Fassung kaum ihre Oberfläche zeigen.

Auch Wilhelm sieht, wie mir scheint, die Schatten zu wenig. Er untersucht doch wohl nicht alle Keime des Schadens, die bereits in manchen Theorien Kung-tses stecken. Immerhin blieb das Werk des chinesischen Kulturschöpfers in seinem Vaterland nicht unfruchtbar, wenn auch Jahrhunderte darüber vergingen. Es äußerte sich tatsächlich weit eindringlicher als etwa das Werk Solons und Lykurgs, Sokrates' und Platons. Kung-tses Weisheit ergreift auch uns immer noch als ein erhabenes Zeugnis menschlicher Geistesgröße und lauterer Gesinnung. Sie enthüllt auch uns Heutigen tiefe Einsichten in Lehren und Gebräuche, Zusammenhänge und Lebensrhythmen, die für alle Zeiten und Kulturen wertvoll sind.

Unkritische Bewunderung, die leider jetzt auch bei uns den Glanz der unparteiischen Wissenschaft zu trüben beginnt, wäre freilich verhängnisvoll. Ein gutes Gegengift ist das große Werk von P. L. Wieger S. J., „Histoire des croyances religieuses et des opinions philosophiques en Chine depuis l'origine jusqu'à

nos jours“ (2. Aufl. 1922), der sein gewaltiges, dreißig Jahre lang in China selbst gesammeltes Wissen in diesem Buch von fast 1000 Seiten niedergelegt hat. Seine scharfen, schneidigen Urteile über Chinas Geist und große Männer werden vielfach der vollen Wirklichkeit nicht ganz gerecht, aber sie decken doch alle geheimen Schwächen und dunklen Abgründe rücksichtslos auf. Es steckt in ihnen viel kräftige und gesunde Kritik, die freilich, wie mir scheint, zu weit geht.

Vor vielen Einzelheiten steht man auch nach Wilhelms Forschungen wie vor unlöslichen Rätseln. Nur ein Beispiel: das einzige zweifelloso genuine Werk Kung-tses ist die geschichtliche Chronik Tschun-tshu (Frühling und Herbst), ein ganz nüchternes und geistloses Annalenwerk, trotz aller Apologien. Ein damit verbundener sehr wertvoller Kommentar Tso-Tschuan wird von Grube (Geschichte der chinesischen Literatur 68 ff.) und Zenker (Geschichte der chinesischen Philosophie I 143 ff.) als das eigentliche Werk Kung-tses bezeichnet; so würde es erklärlich, daß Kung-tse selbst den „Frühling und Herbst“ am meisten schätzte. Nun lehnt in neuester Zeit ein chinesischer Gelehrter K'ang-Yu-We gerade den Kommentar als ein späteres Werk ab, das nichts mit jenen Annalen zu tun habe. Nur gekünstelte Konstruktion vermag aber dann (trotz Wilhelm S. 76 u. 201) dem nackten Annalenbuch große Bedeutung abzugewinnen.

2. Auch Wilhelms zweites Werk, die Würdigung Lao-tses, hat die ausgezeichneten Eigenschaften des ersten: Die Einleitung, „Lao-tses Stellung im chinesischen Geistesleben“, ist bei aller Kürze von schöner Übersichtlichkeit und Fülle.

Beide, Kung-tse und Lao-tse, schöpften aus dem Buch der Wandlungen, verstanden aber vieles ganz verschieden. Gern hätten wir diese Verschiedenheiten ausführlich behandelt gesehen. Auch die nicht unwahrscheinliche Hypothese, daß Lao-tses einziges Werk „Lao-te-king“ auf den Einfluß der „Upanishads“ zurückgeht, hätte Berücksichtigung verdient; auch wohl die Arbeit der Vortaoisten, aus denen Lao-tse, oder wer immer Verfasser des „Ur-Lao-te-king“ ist, geschöpft hat.

In der Urheberchaftsfrage ist Wilhelm sehr vorsichtig und kritisch; in der Beurteilung der Lehre selbst wird man in der ganz ablehnenden und nüchternen Interpretation P. Wiegers eine gute Ergänzung finden. Nicht als ob Wilhelm nicht äußerst sorgfältig und abwägend bei der Übersetzung und Deutung wäre. Aber er legt doch, wie mir scheint, zu

viel Modernes in den alten chinesischen Weisen hinein und glättet manche massive Gefühllosigkeit des düsteren Einsiedlers.

Der „Lao“ (wörtlich Weg) bedeutet, wie mir scheint, bei Lao-tse das einheitliche, bleibende, ewige Wesen der Natur im Gegensatz zu den wechselnden Erscheinungen. Es ist in einem ähnlichen Sinn „Nichtsein“ wie bei den Neuplatonikern, also eigentlich „Übersein“. Dementsprechend ist auch das „Nichtmachen“ als Grundregel der Ordnung kein bloß negativer Begriff. Es ist kein Gehenlassen, kein passives Hinnehmen der Dinge, sondern eine selbstverständliche Auswirkung des einfachen, ungekünstelten Lebens. Wilhelm ist auch da vorsichtig in seinen Deutungen. Seine Übersetzung des „Lao-te-king“ (Jena 1911) zeigt, wie gut die Auswahl ist, die er in diesem neuen Buch bietet.

Stan. von Dunin Borkowski S. J.

### Lebensbilder

Das Leben des hl. Porphyrios, Bischofs von Gaza. Beschrieben von dem Diakon Markus. Übersetzt und herausgegeben von Dr. Georg Rohde. Kl. 8<sup>o</sup> (132 S.) Berlin 1927, Verlag Julius Bard. M 3,80

Ein köstliches Büchlein, von dem Bardenhewer mit Recht sagt: „Selten wird es einen treueren Jünger, selten einen liebevolleren Meister gegeben haben“ (Gesch. der altkirchlichen Literatur IV, S. 309). Porphyrios war der Abkömmling eines vornehmen Geschlechtes aus Thessalonike. Gleich manchen andern Helden der Nachfolge Christi, an denen jene Zeit so reich ist, hatte er sein riesiges Vermögen zu frommen Zwecken veräußert, in der Wüste Sketis fünf Jahre lang bei den heiligen Vätern gelebt und dann sich nach Jerusalem begeben, um an den heiligen Stätten dem Orango seiner Andacht zu genügen. Darnach wanderte er an den Jordan und führte dort abermals fünf Jahre lang ein strenges Bußleben. Ein schweres Leberleiden zwang ihn, wieder nach Jerusalem zurückzukehren, wo er, mühsam auf seinen Stab gestützt, es keinen Tag unterließ, die heiligen Orte aufzusuchen und zu beten. Bei einer solchen Gelegenheit geschah es, daß Markus, der sich durch die Kunst des Schönschreibens in der heiligen Stadt seinen Lebensunterhalt erworb, mit dem erschöpften Porphyrios zusammentraf und innige Freundschaft mit ihm schloß. „Denn er hielt ihn wirklich für einen Diener Gottes“, da er „in der Tat ohne Fehl, von großer Milde und Barmherzigkeit war“ und jegliche Tugend